
INTERPRETATION VON ZEITLICH UND KULTURELL ENTFERNTEN TEXTEN

Ein Interview mit Prof. Dr. Andrew James Johnston

Prof. Dr. Andrew James Johnston

Freie Universität Berlin

eisodos Allgemein, wie geht die Mediävistik mit dem zeitlichen und kulturellen Abstand zu den interpretierten Texten um?

Andrew James Johnston Als mediävistischer Anglist, der noch dazu im deutschsprachigen Raum, also gewissermaßen in einer disziplinären Diaspora, arbeitet, muss ich mich hüten, allzu grundsätzliche Aussagen über die Mediävistik im Allgemeinen zu machen. Es gibt nur noch sehr wenige literaturwissenschaftlich arbeitende anglistische Mediävisten in Deutschland, Österreich und der Schweiz, und die Unterschiede zwischen den Fachtraditionen, etwa zwischen der germanistischen Mediävistik und der anglistischen, sind zu groß. Zu groß sind aber auch die Unterschiede innerhalb der jeweiligen Mediävistiken, weil auch hier teils erhebliche Unterschiede in den Forschungsansätzen bestehen. Ich beschränke mich daher bewusst auf nur ein einziges und noch dazu sehr grobes inneranglistisches Beispiel: Die anglistische Mediävistik zerfällt bereits aus historischen Gründen – nämlich wegen der kulturellen und literaturgeschichtlichen Auswirkungen der Normannischen Eroberung im Jahre 1066 – in zwei große Teilepochen, deren Forschungsvertreter/innen in den letzten drei Jahrzehnten immer weniger voneinander wissen (wollen?). Da sind zum einen die sogenannten ‚Anglo-Saxonists‘, die sich mit der Literatur der altenglischen Sprachperiode (ca. 700–1100) beschäftigen, und zum anderen diejenigen Wissenschaftler/innen, die sich der mittenglischen Sprachperiode (ca. 1100–1475) widmen. Im Grenzbereich zwischen diesen beiden Perioden klafft eine Lücke von über hundert Jahren (ca. 1070–1180), aus der fast keine englischsprachigen Texte überliefert sind. Als gegen Ende des 12. Jahrhunderts vereinzelt wieder Texte in englischer Sprache entstehen, hat sich die Literatursprache, haben sich die Genres, aber auch die sozialen Kontexte der überlieferten Werke so stark verändert, dass eine schwer überbrückbare Kluft zwischen diesen Perioden zu bestehen scheint: Altenglisch ist eine Sprache, die dem heutigen Neuhochdeutschen in vielen ihrer Strukturen näher ist als dem Neuenglischen, während das Mittenglische spätestens ab ca. 1350 (und insbesondere in den in London entstehenden Texten) für Sprecher des heutigen Englisch relativ leicht verständlich ist. Auch wenn ich hieraus keine plumpen Kausalitäten ableiten möchte, zeigt es sich doch, dass die Forschung zur insgesamt deut-

lich archaischer anmutenden altenglischen Literatur eine starke Tendenz zeigt, sich gegen moderne Theorie- und Methodenangebote abzuschotten, bzw. Restbestände eines philologischen Positivismus im Stile des 19. Jahrhunderts zu bewahren, während Studien zur mittenglischen Literatur sehr viel offener gegenüber dem Theorie- und Methodenangebot der nicht-mediävistischen Literaturwissenschaft zu sein pflegen. Diese Kluft prägt auch den Umgang mit der hier gestellten Frage: Während ‚Anglo-Saxonists‘ die Alterität ihres Gegenstandes oft möglichst schroff herausstellen und dabei methodisch-theoretischen Ansätzen, die von außerhalb der Mediävistik stammen, außerordentlich misstrauisch gegenüber stehen oder sie gar gänzlich ignorieren, geschieht in der Forschung zur mittenglischen Literatur die methodisch-theoretische Grundsatzdiskussion zum zeitlichen und kulturellen Abstand der zu interpretierenden Texte in dezidierter Auseinandersetzung mit Ansätzen, die der nicht-mediävistischen Literatur- und Kulturwissenschaft entlehnt sind: Das sind heute nicht zuletzt der New Historicism (in seinen Spätausläufern) und die Queer Studies, deren jeweils emphatischere Vertreter/innen sich in der anglistischen Mediävistik auf mitunter außerordentlich polemische Weise bekämpfen. (Ich wähle diese beiden Beispiele mit Bedacht, weil mir scheint, dass beide Bewegungen für die germanistische Mediävistik bislang eine eher geringe Rolle gespielt haben.)

Während der ursprünglich der Frühneuzeit- und zu einem geringeren Maße der Romantikforschung entstammende New Historicism für sich in Anspruch nahm, die literarischen Texte unter bewusster Einebnung der Text-/Kontextgrenze (diskurs)geschichtlich zu interpretieren, werfen die von den Queer Studies beeinflussten Wissenschaftler/innen (in der Mediävistik z.B. Jeffrey Jerome Cohen, Carolyn Dinshaw, L.O. Aranye Fradenburg, Elizabeth Scala) den von ihnen bloß ‚historicists‘ genannten Wissenschaftler/inne/n vor (sie sprechen dem New Historicism tendenziell das ‚New‘ ab und heben damit polemisch den Unterschied zwischen den ‚New‘ und den ‚Old Historicists‘ auf), durch ihren historisierenden Ansatz die Texte in ihrer Alterität zu isolieren und zu musealisieren. Dagegen setzen die Queer Studies beispielsweise affektive und identitätspolitische Lektüren, die nicht selten von psychoanalytischen Positionen im Gefolge Lacans beeinflusst sind. Dabei geht es zum Teil um sehr grundsätzliche Fragen: So verfißt beispielsweise Carolyn Dinshaw auf der Basis einer kreativen Anverwandlung von Ernst Blochs Idee von der ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘ das Konzept der sogenannten ‚multiple temporalities‘, mit dem – unter anderem – auch die alteritäre Distanz zum historischen Gegenstand in Frage gestellt werden kann, bzw. sich ganz anders stellt.

Wie diese sehr impressionistische Skizze zeigt, wird der zeitliche und kulturelle Abstand zu den Werken der Vergangenheit von Mediävisten also in so unterschiedlicher Weise problematisiert, dass generelle Aussagen hierzu schlicht unmöglich sind. Ich selbst würde immer dafür plädieren, die Alterität der historischen Gegenstände zu respektieren, ohne aber die Bandbreite potenzieller literaturwissenschaftlicher Deutungen durch methodisch-theoretische Vorentscheidungen einzuschränken bezüglich dessen, was im Mittelalter an-

geblich denk- oder sagbar gewesen sein soll und was nicht. Wenn ein spezifischer Text auf Grund seiner ästhetischen Verfahren etwas zu leisten vermag, was konventionellen Mittelalterbildern zu widersprechen scheint, dann sollten wir bereit sein, dies hinzunehmen. Vor allem aber darf man Alterität nicht als bloß invertierte Moderne begreifen, weil man sonst das Bild des Mittelalters mit jeweils umgekehrtem Vorzeichen von demjenigen Bild, das man sich von der Moderne entworfen hat, abhängig macht. Mittelalter darf in solchen Fällen immer nur das sein, was die Moderne gerade nicht ist.

eisodos Gibt es einen intendierten Leser? Ist es der historische Leser oder ändert er sich über die Zeit?

Andrew James Johnston Es gibt auf jeden Fall intendierte Leser/innen für historische Texte, auch wenn wir sie oft nicht kennen und es nicht einmal unbedingt diejenigen sein müssen, die in den Texten möglicherweise explizit als solche ausgewiesen werden. Die Frage ist nur, welche Relevanz das möglicherweise intendierte Publikum für unsere interpretatorische Praxis hat. Eine im engeren Sinne kontextuell historisierende Lektürewiese würde eine/n ideale/n intendierten Leser/in zu konstruieren versuchen, dessen/deren Verständnis- und Erwartungshorizont in vielerlei Hinsicht auch die Grenzen des interpretatorisch Möglichen definieren würde. Dabei spielt auch die Furcht vor anachronistischen Deutungen eine Rolle. Problematisch wird es jedoch, sobald sich die Abwehr anachronistischer Ansätze in grundsätzlicher Weise gegen moderne Theorien und Methoden richtet. So gibt es etwa das Argument, dass postkoloniale Interpretationen mittelalterlicher Texte grundsätzlich unzulässig seien, weil das ganze Konzept des Postkolonialen dem Mittelalter unbekannt war. Wenn man das Postkoloniale vor allem auf die spezifische historische Situation bezieht, die sich aus dem europäischen Kolonialismus bzw. dessen Auflösung ergibt, ist eine solche Kritik zumindest in Teilen plausibel. Sieht man im postkolonialen Theorie- und Methodenspektrum aber eher einen Versuch, sich mit den kulturellen Folgen asymmetrischer Machtverhältnisse zwischen unterschiedlichen, meist ethnischen Gruppen auseinanderzusetzen sowie mit der Relevanz solcher Machtverhältnisse für die Herausbildung von Identitäten und (Herrschafts-)Wissen, kann das Postkoloniale durchaus für Mediävisten attraktiv sein. Nicht zuletzt besteht vielleicht sogar die Chance, aus mediävistischer Perspektive auf methodische und theoretische Defizite des Postkolonialismus hinzuweisen. So hat etwa Jeffrey Jerome Cohen zu Recht moniert, dass die postkoloniale Theoriebildung sich bislang nur wenig Rechenschaft darüber abgelegt hat, inwieweit ihre theoretischen Grundlagen durch die unreflektierte Übernahme der teleologischen *grands récits* der Moderne geprägt sind. Eine wichtige Ausnahme bildet in diesem Zusammenhang allerdings der postkoloniale indische Historiker Dipesh Chakrabarty, der das Problem der teleologischen Implikate in der westlichen Geschichtsschreibung sehr präzise benannt hat. Er beklagt den Eurozentrismus eines aus der westlichen Erfahrung abgeleiteten Modernebegriffs, der nicht-westliche Kulturen zwangsläufig in die Sphäre historischer Rückstän-

digkeit verweist. Diese Denkfigur ist auch für Mediävisten interessant, müssen Mittelalterforscher doch immer wieder mit Entsetzen erfahren, welche schematischen Vorstellungen auch wissenschaftlich hoch gebildete Nicht-Mediävisten sich vom Mittelalter machen: schematische Vorstellungen, die nicht selten unhinterfragte Restbestände eines längst überholt geglaubten Fortschrittsparadigmas offenbaren.

eisodos Ist es möglich zu rekonstruieren, wie der Text damals verstanden wurde?

Andrew James Johnston Grundsätzlich können Rekonstruktionsversuche aller Art höchstens Annäherungen bieten. Allerdings ist es mit solchen Annäherungen an sich noch lange nicht getan, denn in jeder Annäherung stecken Vorannahmen, deren sich die Forschenden nicht immer bewusst sind. Eine problematische Vorannahme dieser Art ist etwa die Vorstellung von einem homogenen zeitgenössischen Rezeptionshorizont, die dem damaligen Publikum unterstellt, dass es eine einzige Interpretationshaltung besessen habe und folglich auch nur eine einzige Deutung gültig sei. Nicht minder fragwürdig ist die Vorstellung, dass zeitgenössische Leser/innen grundsätzlich über die Kompetenz verfügt hätten, Aspekte, die uns heute schwer verständlich erscheinen, in selbstverständlicher Weise eindeutig zu dekodieren. Wir müssen immer damit rechnen, dass auch mittelalterliche Leser/innen die Texte durchaus unterschiedlich verstanden haben – und im Extremfall vielleicht sogar überhaupt nicht.

eisodos Wie sinnvoll ist es überhaupt, sich dem historischen Leser nähern zu wollen, was gewinnen wir dadurch?

Andrew James Johnston Wir müssen immer versuchen, uns den historischen Leser/innen zu nähern, denn wir vermeiden dadurch – allerdings stets nur bis zu einem gewissen Grade – Anachronismen, die uns den Zugang zu wichtigen Bedeutungsschichten der Texte verstellen könnten. Allerdings darf, wie oben schon angedeutet, unsere Annäherung an den/die historische/n Leser/in nicht dazu führen, dass wir bestimmte Interpretationsmethoden oder Interpretationen von vorneherein grundsätzlich ausschließen, wenn wir versuchen, den mittelalterlichen Text zu verstehen.

eisodos Was gewinnen wir im Gegensatz dazu durch einen „heutigen Blick“ auf den Text?

Andrew James Johnston Der „heutige Blick“ ermöglicht uns die Wahrnehmung von Phänomenen und Bedeutungsschichten, die ein/e zeitgenössische/r Leser/in im Rahmen der ihr/ihm zur Verfügung stehenden Begrifflichkeiten und Denkfiguren möglicherweise nicht hätte explizit machen können, die einen Text aber sehr wohl in vielfältiger Weise prägen und strukturieren können. Indem ich das behaupte, mache ich beinahe automatisch auch eine sehr deutliche Aussage über das, was Literatur sein bzw. leisten kann:

Die Literatur verfügt über Formen der Generierung von Bedeutung, über die andere Diskursformen einer jeweiligen Kultur möglicherweise nicht oder nur sehr bedingt gebieten. Weil Literatur als Diskursform sich in emphatischer Weise symbolischer Formen und ästhetischer Mittel bedient, gehen ihre (impliziten) Ausdrucksmöglichkeiten weit über das hinaus, was andere zeitgenössische Textgattungen explizit zu formulieren in der Lage sind, wie etwa Rechtstexte, philosophische Traktate oder gar theologische Schriften. Insofern kann es problematisch sein, Interpretationen deswegen als anachronistisch auszuschließen, weil diese nicht durch Wissen über zeitgenössische Kontexte gedeckt sind oder unserem Wissen über diese Kontexte sogar zu widersprechen scheinen. Ein literarischer Text stößt mitunter geradezu gezielt in die Lücken zeitgenössischer Diskurse oder deutet sehr strategisch auf deren blinde Flecke oder unausgesprochene Widersprüche hin und erweitert so den zeitgenössischen Wissenshorizont.

Bedenken muss man in diesem Zusammenhang allerdings zugleich, dass auch der sogenannte „heutige“ Blick alles andere als homogen oder selbstverständlich ist. Er ist mindestens genauso vielfältig und verfügt über genauso viele blinde Flecken wie historische Diskurse.

eisodos Ist diese Gegenüberstellung überhaupt möglich, lesen wir nicht Texte ohnehin immer unter beiden Gesichtspunkten?

Andrew James Johnston Das ist auf jeden Fall richtig, wir können als moderne Leser/innen gar nicht anders. Paradoxerweise ist ja gerade eine dezidiert nicht-anachronistische Lektüre der Texte auf rein methodischer Ebene selbst insofern anachronistisch, als sie auf der Basis eines modernen Anachronismus-Begriffs und dessen Implikationen für die wissenschaftliche Praxis beruht, den die Zeitgenossen der zu interpretierenden Texte in dieser Form nicht gekannt und in vielen Fällen nicht verstanden hätten. Der bedeutende englische Mediävist C. S. Lewis, der in Deutschland eher als Kinderbuchautor bekannt ist, hat einmal polemisch formuliert, dass die Menschen des Mittelalters ja nicht einmal wussten, dass sie im Mittelalter lebten. Insofern ist der Begriff ‚Mittelalter‘ selbst bereits anachronistisch. In diesem Zusammenhang ist es immer hilfreich, die eigene historische und kulturelle Standortgebundenheit zu reflektieren. Dies tut etwa die in der englischsprachigen Welt sehr weit verbreitete Strömung des *medievalism*, also der Erforschung der Mittelalterbilder in späteren Epochen. Indem sie den Wandel und die Vielfalt unserer Vorstellungen vom Mittelalter untersucht, lehrt sie uns auch etwas über unsere Standortgebundenheit. Bei Forschern, die den Methoden des *New Historicism* huldigen, führte ein emphatisches Bemühen um das Offenlegen des eigenen Standpunktes zeitweilig dazu, dass kein größeres wissenschaftliches Werk beginnen konnte, ohne dass sich der/die Verfasser/in zunächst mit einer autobiographischen Anekdote einführte, um seine/ihre eigene Position deutlich zu machen. (Diese Methode der narrativen Einkleidung der eigenen Forschungsarbeit konnte in mancherlei Hinsicht entlarvender sein als beabsichtigt.)

eisodos Gibt es bezüglich der eben diskutierten Unterschiede zwischen historischer und heutiger Betrachtungsweise einen Unterschied in der Behandlung von Sachtexten und literarischen Texten?

Andrew James Johnston Das scheint mir eine ganz wichtige Frage zu sein – sofern ich sie denn richtig verstanden habe: Der New Historicism hat ja, wie ich eben schon angedeutet habe, geglaubt, die Unterschiede zwischen literarischen und nicht-literarischen Texten – also zwischen (literarischem) Text und (historisch-kulturellem) Kontext – aufheben zu können, ja zu müssen. Der New Historicism ging nicht zu Unrecht davon aus, dass diese Unterscheidung selbst eine historisch spezifische und nicht auf alle Epochen übertragbare sei, und dass diese Unterscheidung zudem die ästhetische Kunstreligion der europäischen Bourgeoisie des späten 19. Jahrhunderts widerspiegele und geradezu zwangsläufig dazu führen müsse, dass historische Texte universalisierend und ahistorisch gedeutet werden. Außerdem argumentierte man, dass die Vergangenheit ohnehin nur in Textform vor uns stünde und auch sogenannte Sachtexte daher keinen höheren epistemischen Anspruch erheben könnten als literarische. Auf den ersten Blick erschien die Auflösung der Text-Kontext-Dichotomie als ein revolutionär-erfrischender Zugriff. Doch sie hatte auch gewisse Nachteile, und zwar nicht zuletzt eben weil die Frage, was ein literarischer und was ein Sachtext ist, selbst ein historisch variables Problem ist und in vergangenen Kulturen oft sehr unterschiedlich beantwortet wurde, weil die Kriterien der Literarizität andere waren. So war es beispielsweise mehr als 2000 Jahre lang im europäischen Kulturkreis selbstverständlich, dass auch Werke mit didaktischen Funktionen oder gelehrten Inhalten sich der Sprache der Dichtung und deren spezifischen Konventionen bedienten. Man denke nur an Lehrgedichte wie etwa Lukrez' *De rerum natura*, man denke an ein Prosimetrum wie *De consolatione philosophiae* des Boethius oder gar an mittelalterliche Reimchroniken. Insbesondere das Didaktische ist seit der Romantik allerdings weitgehend aus dem Horizont des Literarischen geschwunden, was den Zugang zu vielen historischen Texten erschwert. Zudem verbinden sich mit den unterschiedlichen Textsorten auch unterschiedliche epistemische Ansprüche und damit auch ein unterschiedliches Eingreifen in die soziale Situation, in der der jeweilige Text entsteht und auf die er antwortet.

Ironischerweise mündete die Aufhebung der Text-/Kontextdichotomie auf der Analyseebene nicht in der absoluten Dominanz des Kontexts über den Text, wie man es eigentlich hätte vermuten können, sondern das Gegenteil geschah: Auch der Kontext wurde von den New Historicists als reiner Text behandelt. Der Literatur wurde ihr ästhetischer Sonderstatus folglich nur scheinbar geraubt: Indem nämlich alles zum Text erklärt wurde, konnten Literaturwissenschaftler/innen ihre spezifischen Methoden auf Gegenstände anwenden, die bisher beispielsweise den Historikern vorbehalten waren. Während das einerseits dazu beitrug, den oft gescholtenen (angeblichen) Quellenpositivismus der Fachhistoriker ein wenig aufzulockern, bedeutete es andererseits, dass nicht-literarische

Quellen aus ihrem sozialen Kontext gerissen oder ohne Rücksicht auf die ihnen je eigenen epistemischen Ansprüche gelesen wurden: Auch Sachtexte wurden somit im Verlauf der Interpretation literarisiert. Wie der Romantik-Forscher Alan Liu herausarbeitete, neigte der New Historicism dazu, das Methodenrepertoire literaturwissenschaftlicher Interpretation unreflektiert auf den historischen Kontext anzuwenden. Auf diese Weise erschien die geschichtliche Welt als ein gleichsam literarischer Text, den man mit dem begrifflichen Instrumentarium des New Criticism (also der textimmanenten Methode in ihrer amerikanisch-britischen Variante), z.B. ‚Ironie‘, ‚Ambiguität‘, ‚Paradox‘ oder ‚Metapher‘, sezieren konnte. Was für die Fachhistoriker vor allem das Feld politischer Kämpfe, widerstreitender Interessen, rivalisierender Ideologien und so fort darstellte, betrachteten die New Historicists einzig als Phänomene der Repräsentation sowie als eine vollständig synchrone Oberfläche, wie Stephen Greenblatt es in seinem berühmten Schlagwort von der ‚Poetik der Kultur‘ ausdrückt. Die Nachteile dieser Entwicklung wurden insbesondere in der anglistischen Frühneuzeitforschung sichtbar. Obwohl sich auch die anglistische Mediävistik stark – wenngleich nicht ohne kritische Reflexion – von den Methoden des New Historicism inspirieren ließ, trieb sie es mit der Einebnung der Text-/Kontextdichotomie nie ganz so weit, vielleicht auch deshalb, weil ihr Interesse an historischen Diskursen ohnehin immer schon stärker ausgeprägt gewesen war.

Insofern halte ich eine radikale Aufhebung der Text/Kontext-Dichotomie nicht für dauerhaft wünschenswert. Als Literaturwissenschaftler interessieren mich nicht zuletzt die unterschiedlichen Arten, wie das Literarische als solches wahrgenommen wird. Wenn ich den Unterschied zwischen literarischen und Sachtexten beseitige, lasse ich nicht nur einfach diese Grenze verschwinden, sondern ich mache es zugleich unmöglich, die ständigen Veränderungen in Bezug auf die Art, wie diese Grenze gezogen wird, zu untersuchen. Wenn man diese Grenze einebnet, tut man implizit so, als sei sie immer schon und überall gleicher Natur gewesen, als sei sie den Prozessen kulturellen Wandels entrückt. Damit universalisiert man implizit eine ganz bestimmte, historisch spezifische, nämlich sehr moderne Art, das Literarische vom Nicht-Literarischen, das Ästhetische vom Außer-Ästhetischen zu scheiden, und blockiert somit den Blick auf das je Spezifische historischer Konstruktionen des Literarischen. Die Frage nach den je verschiedenen Konstruktionen dessen, was eine Kultur als Literatur begreift, ist aber nicht ohne politische Relevanz, weil der Umgang mit ästhetischen Objekten und die Abgrenzung der Sphäre des Ästhetischen – es muss ja nicht gleich das autonome Kunstwerk sein – selbst Gegenstand von Kämpfen und Auseinandersetzungen sind und die Standpunkte, die die Teilnehmer an diesen Kämpfen einnehmen, immer auch politische Aspekte beinhalten.